

Feierstunden.

□ □ □ □ Tägliche Unterhaltungsbeilage zum Wiesbadener General-Anzeiger. □ □ □ □

Nr. 178.

Freitag, den 31. Juli 1908.

23. Jahrgang.

Das Weib, das du mir gabst!

Roman von Lady Troubridge.

Fortsetzung.

„Sie werden noch unerklärlichere Dinge zu hören bekommen, aber es ist nicht an mir, sie Ihnen mitzuteilen, Ihre Schwägerin, Lady Bellingham, ist hier und ich bitte Sie, als Gefälligkeit mir gegenüber, sie so bald als möglich aufzusuchen, vielleicht jetzt gleich. Sie hat Ihnen manches zu sagen, was Sie freuen wird und dann werden Sie an meine Worte denken. Das Interesse und die Liebe, die Sie meiner Frau entgegenbringen, haben meinen vollsten Beifall und ich hoffe, Sie werden, wenn einmal unsere Leidenschaften und Irrungen längst abgetane Geschichten sind, sich nicht länger von uns fern halten wollen, wenn ich auch zugebe, daß ich eine Trennung für den Augenblick für angezeigt halte.“

Dann gab er Mark noch Lady Bellinghams Adresse und ging hierauf seiner Wege mit dem angenehmen Bewußtsein, den ersten Schritt auf dem Pfade der Versöhnung mit jener, der seine Seele entgegenjuchzte, getan zu haben.

Gampden konnte sich wirklich gar nicht mehr aus und ohne einen Augenblick zu verlieren, eilte er zu Lady Bellingham, um dort all die verblüffenden Tatsachen zu vernehmen, die ihm Iris näher brachten und sie doch wieder in einer Hinsicht ganz aus seinem Herzen verbannten. So rein und unpersönlich war seine Liebe zu Iris geworden, daß er sich herzlich über die glückliche Wendung ihres Geschickes freute, wenn ihm auch noch nicht alles ganz klar war.

„Ich verstehe nicht, wie Claudia, deine Schwester von all diesen Ereignissen nichts wußte.“

„Das ist sehr einfach, Mark. Du darfst nur nicht vergessen, daß Claudia zwölf Jahre jünger ist als ich und während sich dies alles zutrug, in Paris in einer Klosterschule war, wo nicht die geringste Nachricht zu ihr dringen konnte. Später hatte ihr ja meine Mutter alles anvertrauen können; sie wollte ihr aber nicht, da meine Schwester mich nie liebte, ein für mich so wichtiges Geheimnis ausliefern. Trotz aller Vorsicht jedoch erfuhr Claudia von meinem Herzensroman, dessen Held ein Ausländer, und reichte mich gar oft damit. Aber die volle Wahrheit erfuhr sie nie. Und nun höre, mein lieber Mark!“ fuhr sie eindringlich fort, „wäre es ganz unmöglich, dich Claudia wieder etwas zu nähern? Freilich hat sie sich dem lieben Kinde gegenüber, das uns beiden teuer ist, schmachvoll benommen. Aber denke nur, wie viel sie sich selbst überlassen war. Als Fräulein legtest du nicht so viel Gewicht auf alle möglichen guten Eigenschaften, die dein Heim beglücken sollten und die du später beanspruchtest. Claudia war dir immer treu, wenn ich auch nicht weiß, ob sie dich noch liebt. Dir ist sie gleichgültig geworden, das weiß ich. Nur einmal fürchtete ich für sie, Lord Carlington betreffend. Nun ist aber alles vorüber und sie fühlt sich jedenfalls einsam und unglücklich.“

„Ich kann nicht darüber hinwegkommen, wie schändlich sie Iris in unserem eigenen Hause behandelte,“ bemerkte Mark finster. „Man kann nicht alles vergessen, Moira!“

Nachdruck verboten.

„Freilich, ich weiß es, aber sieh, die Frau gleicht einem Schiffe, hat es einmal den Kurs verloren, so weiß man nicht, was für Kreuz- und Quersfahrten es noch machen mag, es ist den Winden und Wellen preisgegeben. Gewähre ihr noch einmal eine Gnadenfrist!“

Mar schaute in die schönen Augen, die erwartungsvoll, mit sanfter Bitte auf ihm ruhten; dann wandte er sich mit hoffnungslosem Achselzucken ab. Moira mochte ja recht haben. Wenn er aber an die Engherzigkeit von Claudias kleinlicher Seele dachte, stieg Bitterkeit in ihm auf. Nur wer selbst tief angelegt, merkt die Tiefe bei anderen. Zu einem wärmeren Verhältnis konnte es zwischen den beiden nie mehr kommen. Große Liebe und tiefe Reue standen außerhalb des Bereiches von Claudias Natur, außerdem hatte er sie einmal geliebt und diese Liebe war gänzlich erloschen; der Frau gelingt es vielleicht, tote Liebe wieder zu beleben, dem Manne niemals. Trotzdem lösten Moiras Worte ein gewisses Mitleid für Claudia in seinem Gemüte aus. Sie war das echte Kind ihrer Zeit. Er wollte also die Vergangenheit zu vergessen suchen und in Zukunft mehr Geduld mit seiner Frau haben.

Moira war froh, als er ging. Das junge Ehepaar war der Brennpunkt, in dem sich alle ihre Gedanken, ihres Herzens Wünsche sammelten. Ihre Ungeduld, die beiden, die sie ihre Kinder nannte, vereinigt zu sehen, war groß, kaum geringer als jene Steinburgs. Sie wußte, daß er ein Telegramm abgeschickt hatte und wartete nun sehnsüchtig auf Antwort. Hätte Iris nur einige warme Worte geschendet, die vom Herzen kommen und zu Herzen gehen, es brauchte nicht viel zu sein, man kann ja auch zwischen den Zeilen lesen — aber es kam nichts. Sicher war Iris' Schwächlichkeit daran schuld, die sie auch immer, wie sie ihrer Mutter eingestanden, davon abgehalten hatte, Rudolf ihre ganze, echte Liebe zu zeigen.

Am nächsten Tage, nachdem Maria sich wieder erholt hatte, reisten sie ab. Wie grundverschieden war diese Rückkehr von der, die Lady Bellingham vor wenigen Tagen allein unternommen hatte! Da quälten sie krankhaft düstere Vorahnungen, jagend zweifelte sie an allem, fürchtete sich vor dem ihr noch fremden Charakter, mit dem sie verhandeln sollte. Jetzt ist alles vorüber, Rudolf umgibt sie mit tausend Aufmerksamkeiten, behandelt sie ganz als geliebte Mutter.

Am Laufe der Reise steigerte sich beider nervöse Aufregung, die bei Rudolf noch in erhöhtem Maße zu Tage trat, denn Maria hatte das Bewußtsein, ihr Möglichstes getan zu haben, nun hieß es in Geduld warten. Rudolf konnte an nichts anderes denken, von nichts anderem sprechen, als von Iris. „Du glaubst also wirklich, daß sie mich liebt?“ fragte er immer und immer wieder und jedesmal antwortete Moira: „Ja.“

Dann aber, als sie sich dem Endpunkt ihrer Fahrt näherten, fühlte sie sich doch verpflichtet, ihn schonend auf die

Schwierigkeiten aufmerksam zu machen, auf die er stoßen wird, ehe er Iris ganz als sein Eigen, mit voller Liebe, mit vollem Vertrauen zurückerobert. Sie hatte nicht vergessen, mit welcher kalten Miene die junge Frau am Morgen vor Moiras Abreise von ihm gesprochen hatte.

Einmal bot sich ihr eine Gelegenheit, als Steinburg, sich plötzlich vorbeugend und ihre Hand mit den seinen umschlingend, sie mit dem süßen Worte nannte, das sie auch von ihm zu hören wünschte: „Mutter, glaubst du, daß sie mir vergeben wird?“

Erst zögerte Moira, ob sie diese Gelegenheit ergreifen sollte, endlich erfolgte ihre Antwort, aber so zaghaft und stockend, daß es Rudolf auffiel.

„Natürlich — sie wird dir schon verzeihen, wenn auch nicht gleich. Nicht wahr, mein lieber Rudolf, du müdest sie ja weniger lieben und achten, wenn sie alles so leicht nähmel. Habe Geduld mit ihr!“

Steinburg ließ ihre Hand fallen.

„Ich sehe, du willst mich auf kalten Empfang von Iris vorbereiten. Ich werde sehr demütig sein, das verspreche ich dir.“

„Nun, vielleicht kommt es besser als wir denken, ich hoffe es wenigstens.“

Und diese Hoffnung verließ sie nicht, nachdem sie Nizza erreicht und nach dem unvermeidlichen Lärm und Durcheinander der Ankunft den ihrer harrenden Wagen bestiegen, der sie zur Villa brachte. In Rudolf hingegen war alle Freudigkeit erloschen. Bläß und zerstreut saß er neben Moira.

Die sengende Augustsonne strahlte blendend von den weißen Wänden der Villa nieder, der Garten erglänzte in hunderter, herrlicher Farbenpracht.

Steinburg wich zurück, als schene er sich, in sein eigenes Haus einzutreten; Lady Vellingham eilte vorwärts, sprach mit dem ihnen entgegenkommenden Diener, dann wandte sie sich um, totenbläß, mit verstörten Mienen.

„Es geht ihr schlechter!“ stammelte er, nach Worten ringend.

„Nein, es geht ihr besser, sie ist fast ganz gesund — aber sie ist fort.“

(Fortsetzung folgt.)

Dies und das.

□ **Der unwiderstehliche Leutnant.** Das Belästigen von Damen auf der Straße, speziell auch das „Nachsteigen“ und Ansprechen, wird in Amerika durchaus nicht gebuldet und wenn ein mit den Landesgebräuchen nicht vertrauter Europäer sich doch diesem Sport hingibt, kommt er alsbald vor den Polizeirichter, der noch glaubt, ungeheuer milde zu sein, wenn er den Delinquenten nur zu 10 bis 25 Dollars Geldbuße verurteilt. Gelegentlich gibt's auch 10 bis 30 Tage im Korrektionshause. Daß auch beim Militär darin keine anderen Anschauungen herrschen, geht aus einem Urteil hervor, das jetzt über den Leutnant Gordon A. Dennis, der in Monterey Presidio stationiert ist, gefällt wurde. Der Herr Leutnant hatte versucht, bei einem Feste in Monterey Eroberungen zu machen, indem er einige Damen fortdauernd anstarrte und gelegentlich auch anlächelte. Ein Militärgericht beschäftigte sich mit der Aufführung des unwiderstehlichen Herrn Dennis und das Resultat ist, daß er 30 Tage auf seiner Stube verbleiben muß und außerdem 50 Dollars Geldstrafe zu zahlen hat.

□ **Lachende und weinende Erben.** Vor einigen Tagen fand in Darmstadt die Eröffnung des Testaments einer alleinstehenden, kürzlich verstorbenen, wohlhabenden Dame statt. Verschiedene Bekannte, weitläufige Verwandte erhielten ansehnliche Legate, während ein ihr am nächsten stehender Nefse, auf den die Erblasserin stets große Stücke gehalten und der den Löwenanteil an der Erbschaft erhoffte, nur mit folgendem bedacht wurde: „Zum Schluß vermache ich meinem lieben Nefsen — das Erbgrabnis der Familie.“

□ **Gemälde aus Briefmarken.** Im Speiseaal des Hospizes St. Jean de Dieu zu Gent befindet sich eine merkwürdige Wanddekoration. Viele Jahre haben hier die Mönche gebraucht, um aus 10 Millionen Briefmarken mosaikartig drei Landschaften herzustellen, die, aus einiger Entfernung betrachtet, wie Gemälde wirken. Es laufen fortgesetzt Beiträge von Briefmarken

ein, die fremde Besucher zur Vollenbung dieses merkwürdigen Werkes, d. h. zur Anfertigung des vierten Wandbildes, stiften.

□ **Die Schädel gelehrter Häupter.** Die amerikanische anthropometrische Gesellschaft verfolgt den Zweck, die Schädel ihrer Mitglieder zur wissenschaftlichen Untersuchung aufzuheben, da sonst der Wissenschaft nur solche Schädel zur Verfügung gestellt werden, die von Verbrechern oder mittelmäßigen Menschen stammen. So dagegen kann die Wissenschaft Prachtexemplare von Gelehrtenhädeln bekommen. Seit 1889, dem Jahre ihrer Begründung, hat diese Gesellschaft das schmerzhafteste Glück oder den glücklichen Schmerz gehabt, 8 Mitglieder durch den Tod zu verlieren, und an ihrer Stelle 8 wohlpräparierte Schädel in der Sammlung aufstellen zu dürfen.

□ **Indische Schätze.** Wie ein Märchen aus Tausend und einer Nacht liest sich die Schilderung von den Edelsteinhädeln eines indischen Maharadscha, die der Hindopatriot gibt. Kein indischer Fürst kann sich eines solchen Schatzes rühmen wie der Gaekwar von Baroda. Eines der köstlichsten Stücke ist ein Teppich von etwa 4 Meter Größe, der vollkommen mit Rubinen, Diamanten und Perlen bedeckt ist, die zu einem prunkenden phantastischen Muster sich zusammenschließen. An diesem leuchtenden Wunderwerk hat eine Reihe Juweliere drei Jahre lang ununterbrochen gearbeitet und der Wert des Stückes wird auf über 16 Millionen Mark geschätzt. Noch kostbarer freilich ist eines der berühmten Halsbänder des Gaekwar. Große prachtvolle Diamanten sind dazu verarbeitet worden, und mehr als 40 Millionen Mark beträgt sein Wert.

□ **Also sprach Rodesseller!** Als kürzlich der berühmte Millionär und amerikanische Petroleumkönig Rodesseller von einem Journalisten interviewt wurde, soll er sich wie folgt über die Frauen geäußert haben: „Frauen sind gewissenhaft, sorgfältig und haben alle Eigenschaften für das Bureau- und Geschäftsleben, aber — ich wage zu sagen, daß Frauen viel glücklicher als Hausfrauen sind, wie als Lohnarbeiterinnen. Die Frau erfüllt als Mutter und als Fürsorgerin für die Familie ihre größte Mission. Es mag sein, daß die Umstände das Geschäftsleben für eine Frau zur Notwendigkeit machen, aber wenn sie frühzeitig beginnt, dann darf ich wohl sagen, daß keine Frau ihren Lebensunterhalt außer dem Haus zu verdienen braucht. Selbstverständlich ist das Heim mit Recht der Platz für die Frau. Es ist für sie geschaffen und sie ziert es mehr, als sie irgend einen anderen Platz ziert. Es ist zum größten Teil ihre eigene Schuld, wenn die Frauen arbeiten. Selbstverständlich gibt es Ausnahmefälle, aber die meisten können, wenn sie sich früh genug entschließen, eher die Hausmutter werden, als die Brotwerdnerin.“

□ **Die Erfindung des Schießpulvers.** Wie die „Welt der Technik“ mitteilt, ist Barthold Schwarz, der Magister der freien Künste in einem Bernhardiner-Kloster war, nicht der Erfinder, sondern nur der Wiedererfinder des Schießpulvers gewesen. Diese Wiederentdeckung fällt in das Jahr 1380, und der sie machte, hat sie acht Jahre später mit seinem Leben bezahlen müssen. Genauereres hierüber erfahren wir durch eine im Leipziger Zeughaus befindliche handschriftliche Aufzeichnung des Kölner Schlossermeisters und Büchsenmachers Franz Helm, in der es heißt: „Item hier ist zu wissen wer dz pulver vnd dz geschütz erdacht vnd erfunden hat, der ist gewesen ain Bernhardiner mönch mit namen Bartholbus nigersten, da man Zelt 1380 Jar. Der Bartholbus niger ist vonn wegen der Kunst die er erfunden vnd erdacht hat gerichtet worden vom Leben zum todt im 1388 Jar.“ Nach einer aus dem Jahre 1584 stammenden Mitteilung Andre Schepets erfahren wir den eigentlichen Namen dieses Mönches Barthold: Konstantin Andlinger, und erst 1599 sagt Salmut in seinem Buch „de inventa novantiqua“, daß Barthold Freiburger gewesen sei, eine Angabe, die aber absolut unbestimmt ist. Der tatsächliche Erfinder des Schießpulvers ist wohl ein bereits um die Mitte des 13. Jahrhunderts lebender englischer Franziskanermönch Roger Baco gewesen, der es in einem von ihm im Jahre 1242 geschriebenen Buch „Ueber die wunderbare Kraft der Kunst und der Maler“ erwähnt. Durch Baco hat dann Albertus Magnus in Deutschland diese Erfindung kennen gelernt, und aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts berichten uns verschiedene Handschriften über die Verwendung der Büchsen und Kanonen. Der Glaube an Barthold Schwarz als Erfinder war schon lange erschüttert, und an dieser Tatsache konnte auch der bekannte Freiburger Geistliche und Schriftsteller Dr. Hansjacob nichts ändern, der seine Lebenszeit gern ins Jahr 1380 versetzt und dadurch seinen Ruhm als Erfinder gerettet hätte. Barthold Schwarz muß sich mit dem Ruhm begnügen, der Wiedererfinder des Schießpulvers und der Reformator des Schießwesens zu Ende des 14. Jahrhunderts gewesen zu sein, wie wir dies aus zuverlässigen Nachrichten alter Büchsenmeister erfahren.

Be strafter Geiz.

Von Hermine Heller.

In einem schönen Augusttage trat Herr Höfler seinen Urlaub an, den er diesmal zu einer Reise in die Schweiz benutzen wollte. — Während des ganzen Jahres sparte er und legte von seinem Gehalt, den er als höherer Beamter bezog, einen Teil zurück, um sein Reisegeld rechtzeitig bekommen zu haben, und sich die schöne Welt ansehen zu können, denn Reisen war seine einzige Leidenschaft. — Er hatte es eigentlich gar nicht nötig, so zu sparen, denn sein Einkommen war ziemlich bedeutend und gestattete ihm, seinen Urlaub im teuersten Seebade oder auf Reisen zu verbringen, ohne sich vorher irgendwie einschränken zu müssen. Aber Höfler sparte aus Gewohnheit und Prinzip.

Selbstverständlich nahm er auf die Reise nur das Allernotwendigste mit, das er in einen kleinen Handkoffer schlecht und recht einpackte, um nur für sein Gepäck nichts zahlen zu müssen; den Handkoffer vertraute er prinzipiell keinem Träger an, auch wenn er noch so schwer zu schleppen hatte.

Zunächst ging die Reise in eine größere Schweizer Stadt, wo er übernachten wollte, um am nächsten Tage die Reise fortzusetzen. Auf dem Bahnhof angekommen, erkundigte er sich vor allem nach dem nächst gelegenen Hotel, um Wagen oder Träger zu ersparen. Es befanden sich in der Nähe gleich vier Hotels zu Höflers größtem Vergnügen, denn da hatte er die Wahl und mußte sich nicht überhalten lassen.

Der Portier des ersten Hotels sah Höfler nicht sehr freundlich an, denn Gäste, die ihr Gepäck selbst tragen, sind keineswegs beliebt, und bot ihm gleich ein Zimmer im 4. Stock an. Es war zwar ein kleines Hofzimmer und besaß nur die allernötigsten Möbel, doch betrug der Preis acht Francs für eine Nacht. — Ganz empört sagte Höfler seinen Koffer und verließ, einige Worte murrend, die keine Schmeichelei bedeuteten, das Hotel, um sich im nächsten gleich nach dem Preise eines bescheidenen Zimmers zu erkundigen. Die Antwort mußte nicht sehr befriedigend ausgefallen sein, denn Höfler schritt rasch dem dritten, dann dem vierten Hotel zu. Wütend bestieg er einen Wagen und fuhr in die Stadt, wo er vor einem Gasthof dritten Ranges halten ließ.

Dort kostete ein großes Zimmer im ersten Stock nur drei Francs, es existierte hier weder ein Portier noch ein Zimmerkellner, noch ein Diener. Im Kopfe rechnete er gleich aus, wie viel er im Vergleich zu den anderen Hotels ersparen werde: Zimmer 3 Francs., Portier 1 Franc., Zimmerkellner 1 Franc., Diener 1 Franc.; zusammen 6 Francs. Ersparnis. Endlich hatte er also gefunden, was er suchte. Er legte seinen Koffer ab, machte seine Toilette ein wenig zurecht und begab sich auf die Suche nach Sehenswürdigkeiten, denn es war erst 2 Uhr nachmittags. — An der Straßenecke bemerkte er einen Dienstmann, der ihm bereitwillig Auskunft gab. Unserem Reisenden fiel es plötzlich ein, daß sein Zug am nächsten Morgen vor 8 Uhr abgehen sollte. Er mußte sich unbedingt um 16 Uhr wecken lassen, um den Zug nicht zu veräumen.

Nun schien ihm aber der Hoteldiener nicht verlässlich genug, und das Stubenmädchen kam überhaupt nicht in Betracht, denn Höfler hatte einen so tiefen Schlaf, besonders des Morgens, daß man ihn nötigenfalls mit Gewalt aus dem Bett herausziehen mußte. Dies alles fiel ihm jetzt ein und er erjuchte daher den Dienstmann, um 14 Uhr ins Zimmer zu ihm zu kommen und ihn so lange zu wecken, bis er wirklich das Bett verlasse; er werde sich für diese kleine Dienstleistung mit einem entsprechenden Trinkgeld erkenntlich zeigen. Vergnügt kehrte Höfler nach seinem Absteigequartier zurück; befriedigt von allem Gesehenen und Genossenem.

Pünktlich um 16 Uhr früh trat der Dienstmann ein und es gelang ihm, Höfler nach einiger Bemühung aufzuwecken. Doch wie erstarrte dieser vor Schrecken, als der Mann für die erwiesene Dienstleistung 5 Francs. verlangte und zwar in ziemlich energischem Ton. Nach einem er-

regten Wortwechsel drohte Höfler mit einer Anzeige bei der Polizei, doch der Dienstmann blieb sich nicht einschüchtern und forderte nach wie vor seine Francs. Höfler zahlte schnell seine Hotelrechnung und um den Zug nicht zu veräumen, nahm er einen Wagen, der Dienstmann setzte sich neben den Kutscher und sie fuhren in scharfem Trab zur Polizei. Dort befand sich noch kein Beamter wegen der frühen Stunde und so mußte bis 7 Uhr gewartet werden — eine Ewigkeit für den armen Reisenden. Der Beamte fragte, ob ein Preis für das Aufwecken vorher bestimmt war, denn eine Tage gäbe es dafür nicht. Kurz, Höfler mußte zahlen und sich noch die höhnischen Blicke des Dienstmanns gefallen lassen.

Wütend stieg er in den ihn erwartenden Wagen und fuhr schnell zur Bahn, wo eben der Zug einlief. Der Kutscher forderte 6 Francs., denn es war eine weite Strecke bis dahin, auch hatte er bei der Polizei lange warten müssen und zu so früher Stunde wären die Taxen überhaupt erhöht. Höfler mußte zahlen, denn es war keine Zeit zu verlieren, wollte er die Abfahrt nicht veräumen.

Erst war er vor Aerger und Aufregung seines Gedankens fähig; dann aber fing er an zu rechnen, wie viel ihn das billige Hotel gekostet hatte: 2 Francs. Wagen zum Hotel, 3 Francs. Zimmer, 1 Franc. Trinkgeld, 5 Francs. Dienstmann, 6 Francs. Wagen; 17 Francs. zusammen.

Als die für ihn so verhängnisvolle Stadt längst seinen Blicken entschwunden war, da erinnerte er sich, in der Eile seinen schönen neuen Stock im Wagen vergessen zu haben!

Erntepoesie.

Von Dr. Horst Risch.

Bindet zum Kranz die goldenen Aehren,
Flehtet auch blaue Hyänen hinein!
Freude soll jedes Auge verklären.

Friedrich von Schiller ist der Sänger der obigen Worte. Als Erntepoesien, denen unsere heutige Betrachtung gelten soll, gebührt ihm sicherlich eine hervorragende Stelle. Ausaat und Ernte haben dem Menschen von Alters her Veranlassung gegeben, sich dichterisch zu äußern. Schon bei den Kulturvölkern der alten Welt finden wir Belege hierfür, sogar die Bibel ist nicht arm an solchen Stellen, von denen ganz besonders die Psalmen hervorgehoben zu werden verdienen.

Nicht immer gibt die Ernte selbst den Anlaß zu Poesien, sondern öfter die Stimmung in der Natur, die ihr unmittelbar voran geht. Da ist vor vielen anderen der feinsinnige Theodor Storm zu nennen. In seinem Gedicht „Juli“ gibt er so gut die Stimmung der Erntezeit. Er singt:

Klingt im Wind ein Wiegenlied,
Sonne warm herniederlieht;
Seine Aehren senkt das Korn,
Rote Beere schwillt am Dorn,
Schwer von Segen ist die Flur —
Junge Frau, was sinnst du nur?

Die Deutschen, denen ja hauptsächlich die poetische Verherrlichung der Natur zugeschrieben wird, glänzen ganz besonders auf diesem Gebiete. Zu allen Zeiten haben sie Sang und Lied dem Erntesegen der gütigen Allmutter Natur geweiht und ihr zu Ehren Lobeshymnen angestimmt, die in der Poesie aller Völker als erstklassige Kunstwerke angesehen werden. Die besten Dichternamen marschieren hier auf. Von unseren klassischen Meistern angefangen bis in die Gegenwart hinein reichen ihre Namen. Und dieser Namen sind schier ungezählte. Gottfried Keller singt z. B. von der Ernte in seiner Schweizer Heimat:

Schon sind die Garben fest gebunden
Und schön in einen Kranz gebracht;
Wie lieblich stoh'n die stillen Stunden,
Es war ein Spiel in kühler Nacht!
Nun wird geschwärmt und hell gesungen
Im Garbentanz, bis Morgenluft
Die nimmermüden, braunen Jungen
Zur eignen, schweren Arbeit ruft.

Doch wir haben nur einen herausgegriffen, um an diesem Beispiel zu zeigen, wie tief die Liebe zur Natur von jeher in deutschen Dichterherzen eingeschrieben war. Besonders eng gestaltete sich dieses Verhältnis der Künstler zur Ursprünglichkeit

im sechszehnten 18. und im beginnenden 19. Jahrhundert. Die Romantiker sind hierfür die besten und charakteristischsten Zeugen. Das hohe Lied des Brotes hat auch Ludwig Uhland gesungen. In dem „Wein und Brot“ überlieferten Gedicht finden wir neben anderen die folgende Strophe:

Donnern werden bald die Tonnen,
Bald die Mühlen rauschend gehn
Und wenn sie sich müde rennen,
Werden sich die Keltern drehn.

Die Jahre der politischen Erhebung zur Mitte des vorigen Jahrhunderts, bringen auch in die Naturdichtung etwas Kerniges und Herbes. Man wird realistischer. Die rein äußerliche Bildwirkung, wie sie Matthiessen u. a. pflegten, wird zurückgebrängt. Man sucht plastischer zu sein und nicht nur Worte, sondern auch Gedanken zu geben. Und dennoch mutet uns die Art, wie sie die Zeit der poetischen Schöpfung gepflegt, nicht gar zu abstoßend an. Literaturhistorisch ist sie keineswegs ohne Interesse für uns, dokumentiert sich doch in dieser Dichtungsart eine ganze Zeit, deren Werdegang heute noch nicht in allen Einzelheiten abgeschlossen ist. Es ist jene Zeit, in der Rousseau seine Lehren verkündete und in der die Rückkehr zur Natur als Sammelauf für alle diejenigen galt, die der deutschen Geisteskultur die damals noch stark unter französischem Einfluß stand, eine eigene Richtung geben wollten. Wir nennen Hölderlin. Auch Hölderlins „Erntelied“ gehört nicht zu den unbekannten. Wir zitieren:

Sicheln schallen,
Aehren fallen,
Unter Sichelgeschall;
Auf den Mädchenhüten
Zittern blaue Blüten,
Freud' ist überall.
Sicheln klingen;
Mädchen singen;
Unter Sichelklang:
Bis, vom Mond beschimmert,
Rings die Stoppel flimmert,
Tönt der Erntesang.

Dieses Streben nach möglichst enger Fühlung mit der Natur ist bis auf den heutigen Tag der deutschen Dichtung nicht verloren gegangen. Wir begegnen ihr in jedem Jahrzehnt des vergangenen Jahrhunderts. Und mehr als einmal in diesen Perioden war der Erdgeruch das von den Dichtern am meisten gesuchte Parfüm. Sogar in die Ballade, diese der Natürlichkeit am fernsten stehende Dichtungsart, drängt sich dieses Bestreben mit Erfolg ein und zeitigt Erscheinungen, wie Fontane u. a. Scholle und Dichtung werden immer untrennbarer. Die Heimatkunst entsteht, lange bevor das Wort als Stichwort überhaupt geprägt war.

Auch die moderne Dichtung unserer Tage hat sich der Erntepoesie nicht abgewandt. Als Beweis dafür führen wir den im Vorjahre verstorbenen Wilhelm Holzhammer an. In seinem prächtigen Gedicht „Der Schnitter“ heißt es:

So steht er im gelben Aehrenfeld:
So breit und groß und kräftig,
In einemfort geschäftig,
Daß Garbe voll zu Garbe fällt.
Vom Himmel trift's in heller Glut —
Daß kimmert ihn nicht weiter,
Wischt mit dem Ärmel heiter,
Den dicken Schweiß sich unterm Hut.

Wir müssen an Eliencron denken. Ihm ist die schleswig-holsteinische Heimat Erde wohl das herrlichste, was er kannte. Und er hat sie verehrt, wie kein zweiter vor ihm. Und ist es auch nicht immer die Poesie der Ernte, so sind es doch meist immer Bilder, die dem ländlichen Wirkungskreise nahe stehen. Auch Richard Dehmel hat in seinen Poesien oftmals prächtige Erntebilder gegeben. Am bekanntesten dürfte sein „Erntelied“ sein, das also beginnt:

Es steht ein goldnes Garbenfeld,
Das geht bis an den Rand der Welt.
Mähle, Mähle, mähle!

Kunstdichtung und Volksdichtung sind zweierlei. Wer auch das Volkslied hat sich viel und gern seit jeher mit der Poesie der Ernte abgegeben. Eine tiefe Innigkeit, oft auch eine leise Schwermut ist diesen Erzeugnissen der Volksmuse eigen. Wir besitzen derer eine reiche Anzahl. Nicht immer ist der Erntevorgang selbst künstlerisch verwertet. Meist sind Personen hinein-

gesetzt, deren Schicksal an den Vorgang der Ernte erinnert. Das gibt dann dem Ganzen die bekannte traurige Note: Man höre zum Beispiel:

Es ist ein Schnitter, der heißt Tod,
Hat Gewalt vom höchsten Gott;
Heut weht er das Messer,
Es schneidet schon viel besser,
Bald wird er drein schneiden,
Wir müssen's nur leiden,
Güte dich schön's Blümlein!

So ernst und tragisch kommen nun freilich nicht alle Lieder, die der Volksmund gedichtet. Oft tritt uns die Strophe neckisch, nur mit einem leisen klagenden Unterton, entgegen:

Ich höre ein Sicheln rauschen,
Wohl rauschen durch das Korn,
Ich höre eine feine Magd klag'n,
Sie hätt' ihr' Lieb verlorn.

Und wie diese Proben der Ernte-Volksdichtung sind die meisten gestaltet. Es vibriert in ihnen ein Ton, der an das Niederschlagen des reifen Kornes erinnert, das sein Grab auf dem Felde findet, in dem es ausgefüttert und auf dem es groß wurde. Das ist die natürliche Tragik der Erntepoesie.

Wir aber wollen unsere Betrachtung nicht tragisch enden, sondern heiter und erheben. Und dazu wählten wir die Schiller'schen Worte:

Schwer herein
Schwankt der Wagen
Kornbeladen;
Bunt von Farben
Auf den Garben
Liegt der Kranz,
Und das junge
Volk der Schnitter
Fliegt zum Tanz.

Am Familientisch.

Auflösung zu Nr. 168.

Schiebrätsel:

Schweden — Norwegen.

Richtige Lösungen schickten ein: H. Mohr-Wiesbaden, Scharnhorststraße 24 — Felix Denzer-Wiesbaden — Max Rhode-Wiesbaden — Aug. Freyfeisen-Wiesbaden. — E. Kröninger-Wiebrich — P. Scholzen-Wiebrich — Frieda Mäurer-Wiebrich — Ed. Sommer-Elville — Fritz Läser-Mainz — Anna Körfggen-Nauheim.

Magisches Wortquadrat.

	1	2	3	4	
a					a
b					b
c					c
d					d
	1	2	3	4	

In die sechzehn Felder sind die Wörter Bauer, Vier, Dorn, Drei, Eber, Ede, Ei, Eichel, Ende, Esse, Herd, Igel, Kabe, Rebe, Ritter, Rosen heranzu setzen daß die Anfangsbuchstaben der wagerechten Reihen a-b-c-d gleichlautend mit denen der senkrechten Reihen 1-2-3-4 sind und zugleich die vier in der 1. senkrechten Reihe stehenden Wörter ergeben.

Anagramm-Aufgabe.

Assuan Brief Christ Athener Donner Litanei
Mieter Niege Sparta.

Aus jedem der obigen neun Wörter läßt sich durch Umstellung der Buchstaben ein neues Wort bilden. — Wer die richtigen Wörter gefunden hat, kann sie so ordnen, daß ihre Anfangsbuchstaben den Namen eines Festes ergeben.

Verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Globes in Wiesbaden.
Druck und Verlag des Wiesbadener General-Anzeigers
Konrad Lepold in Wiesbaden.